



Nr. 14.

Posen, den 3. April.

1892.

Gentiluomo.

Humoreske von Gustav Schneider.

(Nachdruck verboten.)

Wer Paris kennt, kennt auch das Café de la Rotonde im Garten des Palais-Royal, welches vorzugsweise von Fremden besucht und aus der Zeit des Directoire durch seine Merveilleuxes und Incroyables, sowie durch Camille Demoulins genugsam berühmt ist.

Verfolgt man von hier aus den nördlichen Bogengang des Palais, das Peristyle beim Theater, so gelangt man in die Rue Beaujolais, wo dem bekannten Vervé und Vefour gegenüber, ein von Schauspielern und Künstlern besuchtes Lokal, das während der Abendstunden durch seine brillante Beleuchtung auffällt und dessen Kaffee- und Rauchzimmer auf die belebte Rue Neuve des Petits Champs hinausführen.

Der Eigenthümer dieses Hauses war vor Zeiten ein gewisser Baron Lefevre, ein Edelmann der alten Schule, der noch in den rothen Kompagnien des Königs tapfer mitgekochten, und den man wohl das „unausstehliche“ Original nannte, was jedoch nicht behinderte, daß er, von seinen Wunderlichkeiten abgesehen, besser als sein Ruf, überhaupt ein ganz braver Keul war.

Des Dienstes überdrüssig, man weiß nicht recht warum, zog er sich mit dem Grade eines Kavallerie-Obersten vom Militär zurück und man sah ihn, der späteren Epoche jedes Verstandniß verjagend, unter der Regierung Ludwig XVI. das selbe Kostüm tragen, welches zwanzig Jahre zuvor Mode gewesen. Sobald man ihn aber hierauf aufmerksam machte, pflegte er nur zu erwidern, wie der Herzog von Choiseul, Madame de Pompadour und Fürst von Kauniz seinen Anzug sehr hübsch gefunden. Er trug dem zur Folge seine Strümpfe noch oberhalb des Beinkleides gebunden, eine lange reich mit Silber durchwirkte Weste, einen Rock mit ungeheuren Schößen, in denen sich der Degen fast verlor, sowie einen langen steifen Zopf, der bis über den Rücken hinunterhing und einem Sohn des Reichs der Mitte nicht zur Unehre gereicht haben würde. Was seinen Hut anbelangt, so trug er ihn dem Sonnenschein, dem Wind und Regen zum Troß beständig unter dem linken Arm.

Das Haus, im Style der Epoche Ludwig XIV. erbaut, war für einen alten Junggesellen viel zu geräumig, auch wurden der zweite und der dritte Stock nie bewohnt, sondern sie dienten zur Aufbewahrung der Möbel. Und obgleich sich schon häufig Reflektanten gemeldet, die jene Räume, der derzeit so herrlichen Lage des Hauses wegen, recht gerne gemiethet hätten, so wurden dieselben doch stets von dem Eigenthümer mit den Worten abgewiesen: „Er sei kein loyeur.“ Einen Miethsmann oder

unmittelbaren Nachbar, wer immer es sei, im Hause zu wissen, war ihm ein geradezu unerträglicher Gedanke. Und wie ihm nun jede, auch die geringste Störung und Veränderung in seiner stereotyp einförmigen Lebensweise zuwider, so hatte er auch vor dem, was man gemeinhin mit „Geschäft“ bezeichnet, den größten Abscheu. Diese seine Antipathie erstreckte sich auch auf alle Personen, deren Beruf — wie der der Procuratoren und Gerichtsvollzieher, — seinem Dastürhalten nach, mehr oder weniger auf Ränke, Verdrehung und Kniffe basire.

Bei dem Gedanken an die Möglichkeit, in einen Prozeß verwickelt zu werden, wurde er geradezu nervös, denn die Herren vom Gericht waren in seinen Augen „Erzschelme“, die im Stande wären, unter Umständen zu beweisen, er habe die Thürme der Notre-Dame gestohlen und über Nacht im Schnupftuch wieder an Ort und Stelle gebracht. —

Ein Sklave seines Wortes, trieb er die Pünktlichkeit bis aufs Aeußerste; zu einem Stelldichein kam er mit der Uhr in der Hand, das Auge auf den Sekundenzeiger gerichtet. Er war dienstfertig, doch mit Umsicht, indem er sich immer erst 24 Stunden Bedenkzeit erbat, um die Pro und Contra der gewünschten Sache gehörig zu erwägen. Hatte er jedoch einmal einen Dienst zugesagt oder ein Versprechen gegeben, so hielt er unverbrüchlich Wort und wenn es ihm die Hälfte seines Vermögens hätte kosten sollen. Obgleich nun diese Eigenheiten gewiß schätzenswerth waren und manchen Fehler aufwogen, so hatten sie dennoch nicht behindert, daß alle, die den Eigenthümer des Hauses der Rue Beaujolais nur flüchtig kannten, sich darin einig, ihn nur mit dem vorhin erwähnten Epitheton als Onkel Original zu bezeichnen. Daß ein solcher Mann niemals ernstlich daran gedacht, sich zu verheirathen, ist naheliegend, doch war er verständig genug, sich in diesem Punkte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, indem er sagte:

„J'étais né pour faire le malheur d'une femme et grâce à Dieu, j'ai échappé à cela.“ —

Und dennoch wird behauptet, er habe in seiner Jugend eine glühende Leidenschaft empfunden und dies für eine Person, die gerade die, seinen Tugenden entgegengesetzten Fehler in sich zur Blüthe brachte.

Wenn nun Baron Lefevre lebhaft Antipathien empfand, so ermangelte er auch keineswegs der Sympathien, die sich bis zum Enthusiasmus zu steigern vermochten.

Trug es sich z. B. zu, daß ihm Jemand auf der Straße den zufällig etwa seiner Hand entgleitenden Spazierstock aufhob, so dankte er nicht nur in den verbindlichsten Worten,

sondern er erbat sich gleichzeitig den Namen und die Wohnung des Betreffenden, um ihm, und wäre er selbst nur ein Kohlenträger gewesen, den seiner Ansicht nach schuldigen Besuch zu machen.

Das er die Aufführung einer schönen Handlung in der Gazette de France, so durfte man sicher sein, er nahm einen Wagen und wenn es sein mußte die Post, um die in der Zeitung gelobte Person kennen zu lernen und deren Physiognomie zu betrachten.

Als er eines Tages erfuhr, daß ein Landmann der Ardennen mit eigener Lebensgefahr sechs Wölfe getödtet, um zweien Hirtenknaben das Leben zu retten, da reiste er sofort nach Mezières, um den Landmann in seinem Dorfe zu besuchen, ihn wegen seines Muthes zu beglückwünschen und — Welch seltsame Idee, — sich zu versichern, daß dieser Mann keine „grünen“ Augen habe. Er verabscheute nämlich jene Augenfarbe, da er sie für das sicherste Zeichen der Bosheit hielt. —

Durch seinen Enthusiasmus gerieth er oft in eigenthümliche Angelegenheiten, die ihm meist theuer zu stehen kamen. So war er eines Abends in einem sogenannten Platzwagen, — denn er selbst hielt der Unbequemlichkeit wegen keine Karosse, — von der Oper nach Hause zurückgekommen. Um Mitternacht im Begriff, sich schlafen zu legen, bemerkt er das Abhandenkommen seiner Dose, die er im Wagen vergessen haben mußte. Diese Dose war aus massivem Golde, sowie mit einem prächtigen Medaillon geziert.

„Wenn der Kutscher ein rechtschaffener Mann,“ äußert der Baron zu seinem Diener gewendet, „so würde er mir die Dose, die mir als Andenken sehr werth, wohl zurückbringen, und Du darfst mich wecken.“

Hiernach geht der Baron zur Ruhe, der Kutscher aber läßt nichts von sich hören.

Tags darauf jedoch, um 1 Uhr, als Herr Lefevre gewohnter Weise bei Tische, da wird gewaltig geklingelt. Es ist der Kutscher. Derselbe behändigt die vermißte Dose dem Diener, die dieser freudig seinem Herrn überbringt. Der Baron, auf's angenehmste überrascht, nimmt die Dose, die er neben sich auf den Tisch stellt, und dann mit innigem Wohlgefallen und stummer Bewunderung betrachtet.

Nachdem nun eine Weile verfloßen, tritt der Diener wieder ein und sagt:

„Herr Baron, der Kutscher ist im Vorzimmer, . . . er wartet . . .“

„Und worauf wartet er?“ fragt hiernach der Baron mit völliger Ruhe.

„Dame!“ . . . entgegnet der alte Diener, indem er sich verlegen hinter dem Ohre kratzt.

„Nun, Dominique! . . . Er will doch nicht . . . o nein! . . . Sag ihm, qu'il gâte une belle action, und daß ich sehr zufrieden.“

Der Diener thut wie befohlen, kommt aber bald darauf zurück.

„Herr Baron, der Kutscher ist nicht zufrieden.“ —

„Der Teufel, . . . mais il est difficile! Wenn ich in seiner Stelle, . . . Diable, ich wäre sehr zufrieden! sag ihm das.“

Abermals geht der Diener in den Vorsaal; der Kutscher aber brummt jetzt so vernehmlich, daß der Baron es im Speisesaal verstehen, so doch ganz deutlich hören kann, worauf er befiehlt, den Mann sofort eintreten zu lassen.

„Mein Freund,“ nimmt er hierauf das Wort, „Ihr seid ein braver Mann! Ich danke Euch von Herzen und versichere Euch meiner ganzen Achtung!“

„Sehr gut!“ äußert der Kutscher sich tief verbeugend, „wenn der Herr Baron dem noch Etwas hinzufügen möchten!“

„Gewiß!“ erwidert dieser mit unverwüthlicher Ruhe, „ich füge noch die Bewunderung und Hochachtung aller Derer hinzu, denen ich diesen Zug Eurer Rechtschaffenheit erzählen werde.“

„Ah! Wenn's so ist!“ brummt der enttäuschte Mann. „Ja, wenn ich das gewußt . . .“, worauf er sich in's Vorzimmer zurückzieht, indem er noch zum Diener sagt:

„Dites à votre maître, qu'il est un f. . . ladre.“

Kopfschüttelnd kehrt Dominique bald darauf in's Speisezimmer zurück, wo Herr Lefevre immer noch die Dose be-

trachtend am Tische sitzt, indem er wie im Selbstgespräch begriffen, sagt: „Der brave Mann! . . . — Der würdige Kutscher! . . . Bin aber wahrhaftig böse auf ihn, denn er hat mir eine schöne Handlung verdorben.“

Nachdem schließlich abgetragen und Kaffee gebracht worden, fällt es dem Baron bei, sich wieder an Dominique zu wenden, indem er fragt:

„Dominique, weißt Du vielleicht, wo der brave Kutscher wohnt?“

„Zu dienen, Herr Baron“, entgegnet der also Angeredete, „er hat es mir gesagt, Place Valois Nr. 12, . . . ganz nahe bei. . .“

„Gut, bring ihm diesen Louisd'or.“

Der Diener nimmt das Geld und überbringt's dem Kutscher, der in der nächsten Straße wohnt.

Bei seiner Rückkunft fragt der Herr ihn wieder.

„Sag, Dominique, der Mann ist doch nicht gar verheirathet?“

„Gewiß, Herr Baron.“

„Sieh einer, . . . so bringe diesen Louis schnell seiner Frau!“

Dominique macht abermals den Weg, als er jedoch zurückgekommen, und den Dank der Frau ausrichtet, wird er von Neuem befragt.

„Dieser Kutscher hat wohl gar auch Kinder?“

„Bier, Herr Baron.“

„Nicht möglich! . . . Hast sie gesehen? . . .“

„Glaub's gern. Und kreuzfidel!“

„Nun gut, bring ihnen diese vier Louis und sag dem Mann, daß ich ihm von Herzen gern das Doppelte gegeben, s'il ne m'avait pas gâté cette belle action!“

„Wie schade,“ setzt er dann für sich hinzu, „daß er nur Etwas von mir verlangen mochte; würde nie aufgehört haben, ihn zu bewundern.“

Am Abend kommt der Kutscher, der Nachmittags nicht daheim, um dem edlen Herrn Baron unter Tausend Kragfüßen ganz verlegen seinen Dank abzustatten, bei welcher Gelegenheit Herr Lefevre dem Manne nochmals wiederholt, qu'il avait gâté une action superbe, — worauf er abermals seine Börse zieht und ihm schließlich noch einen Louisd'or als Trinkgeld giebt.

Ein Steuerpächter oder sonstiges Geschäftsgenie würde wie erklärlich die ganze Sache geschickt mit einem halben Louisd'or abgemacht haben, wobei er seine Bewunderung noch völlig gespart hätte. —

Eines Tages kommt Herrn Lefevre die unglückliche Idee, bei einem der ersten Coiffeure der Rue St. Honoré sich eine neue Perrücke fertigen zu lassen. Hatte man doch den alten Herrn beredet, daß er, um ferner noch in Versailles zugelassen zu werden, sich seines militärisch steifen Poppes à la Frédéric II entledigen müsse. Nachdem er sich nun endlich zu dem Opfer entschlossen, muß er sich zuvor mit dem Haarkünstler zu verständigen suchen.

Er läßt ihn rufen und bemerkt ihm, wie er weder gleich einem Jünger Lulli's d. i. gleich einem Musikanten der Oper, noch wie ein Magistratsmann coiffirt sein möchte.

„So etwas Ernstes, Militärisches, das zu Gesicht steht, mein Freund! Ihr werdet allgemein für sehr geschickt gehalten,“ bemerkt er, „bedenkt Euch wohl! Macht Eurem Rufe Ehre!“

Der Friseur betrachtet sich eine Weile den sonderlichen Mann, der vor ihm steht, worauf er ruhig entgegnet:

„Herr Baron, . . . habe Ihren Gesichtsausdruck erfaßt, Sie werden zufrieden sein. Fertige Ihnen eine Perrücke, die Ihrer Physiognomie, sowie dem gewünschten Charakter völlig entspricht. Elle aura une bourse étoffée, sérieuse et du dernier comme il faut, avec un oeil de poudre.“

„Non“, erwidert der Baron, „avec une neige“. Einige Tage darnach bringt Herr Lambert das Meisterwerk, um es zu probiren. Herr Lefevre macht die allerernstesten und seinem Dafürhalten nach gerechtfertigsten Ausstellungen, die jedoch den armen Perückenkünstler fast in Verzweiflung bringen.

Das was der Baron verlangt, ist geradezu unmöglich und bizarr, trotzdem aber müssen schon einige Vorschläge gelinde Berücksichtigung finden.

Als der Haarträusler sich empfehlen will, sagt der Baron, ihm traulich auf die Achsel klopfend: „Um den Preis, Meister, macht Euch keine Sorge, ich zahle gern. Worauf Ihr jedoch“, fügt er alsdann ernst hinzu, „bedacht sein müßt, das ist auf Pünktlichkeit. Uebermorgen um Mittag wünsche ich coiffirt zu werden. Bevor ich nämlich nach Versailles gehe, habe ich einigen Freunden versprochen, mit ihnen zu speisen, um denselben meine neue Frisur zu zeigen. Wir brauchen etwa eine Stunde, um Alles gehörig in Ordnung zu bringen. Ihr verpflichtet Euch also auf Wort, Herr Lambert, übermorgen Vormittag, präcise um 11 Uhr mit der Perrücke hier zu sein.“

Der Coiffeur verbeugt sich und geht, nachdem er zuvor auf Ehrentwort versprochen, Punkt 11 Uhr zu erscheinen.

Am besagten Tage sitzt der Baron ein Viertel vor 11 Uhr schon in seinem Ankleidezimmer, wo Alles zur Toilette bereit.

Fünf Minuten vor 11 Uhr giebt er dem Kammerdiener Befehl, die auf die Straße führende Thür zu öffnen, damit Herr Lambert nicht etwa warten müsse, sondern sofort eintrete, und als es elf geschlagen, bittet er denselben hereinzuführen.

Wer aber schildert sein Staunen und seinen Schreck, als er aus dem Munde des Dieners vernimmt, daß Meister Lambert gar nicht da. „Il n'est pas arrivé!“ vermag er nur zu sagen. Der Zeiger der Uhr rückt während dem langsam 10 Minuten weiter, doch Lambert ist noch immer nicht erschienen.

Der Baron erhebt sich und geht in großen Schritten einige Mal im Zimmer auf und ab. Ein Viertel nach 11 Uhr blickt er den Kammerdiener zornig an, und 10 Minuten drauf sagt er, ganz mitleidvoll: Il faut que ce malheureux Lambert ait été tué. Va chez lui!“ Halb zwölf nimmt Herr Lefevre seinen Fudermantel ab und legt ihn auf die Toilette, worauf er sich ruhig in sein Schlafzimmer begiebt und andere Wäsche und Kleider verlangt. In diesem Augenblick er-

tönt die Glocke, und der Erwartete, gefolgt von einem Gehülfsen, der die Perrücke auf dem Arme trägt, tritt ins Vorzimmer.

„Wie?“ ruft der Baron jetzt aufbrausend. „Er wagt es? . . . Der Glende! Il a manqué à sa parole . . . qu'il parte et sa perruque aussi, . . . nous sommes quittes.“

Als Meister Lambert solches vernimmt, ist er natürlich anderer Meinung; er wird verdrießlich und äußert, wie er leichter sechs alte Majorats-Damen bedienen und zufrieden stellen könne, als solch ein „wunderliches“ Original. Daß eine Perrücke, wie die bestellte, ein pures Umding, das er nie verkaufen, mithin auch nicht zurücknehmen könne.

Der liebe Baron aber läßt ihm einfach wissen: Herr Lambert könne nichts Besseres thun, als sich nur fortbegeben, denn er habe eben sein Wort gebrochen, und mit solchen Leuten habe er überall Nichts zu thun.

Außer sich vor Zorn schleudert Herr Lambert hierauf die seltsame Perrücke durch die halbgeöffnete Thür des Vorzimmers in den Salon, wo dieselbe in einer Fuderwolke, einem entgleisten Kometen gleich, auf's Kanapee niederfällt.

Unbeirrt oder läßt Herr Lefevre sich von seinem Kammerdiener in gewohnter Weise kleiden und als er hierauf den Salon durchschreitet, befiehlt er Allen auf's Strengste, die verhängnißvolle Perrücke nicht anzurühren.

„Ich bin in meinem Recht,“ sagte er, „elle restera la à perpétuité.“

Und hierauf begiebt er sich ruhig zum Diner, woselbst er sein Abenteuer erzählt, und Abends drauf nach Versailles in den Hofzirkel.

Unberührt liegt die arme Perrücke den nächsten und die folgenden Tage auf dem Sopha, bis nach Verlauf einiger Zeit der Gerichtsangestellte erscheint, um Herrn Lefevre die Nota zu überreichen.

(Fortsetzung folgt.)

Meeresleuchten.

Erzählung von D. Elster.

(Nachdruck verboten.)

„Kapitän, sollen wir nicht beidrehen?“
„Der Hentker soll mich holen, wenn ich's thu! Solange ich auf der „Ellen“ fahre, hab' ich noch niemals beidreht, auch wenn die Brise noch steifer aus Nordwest wehte, als heute! Geht auf Euren Posten, Steuermann!“

„Nichts für ungut, Kapitän. Ich meinte nur so, da wir die Küste in Lee haben und der Wind von Minute zu Minute steifer wird.“

„Desto rascher kommen wir nach Geestemünde.“

„Sehr wohl, Kapitän.“

Der Steuermann Christian Feddersen ging zum Ruder zurück, um den steuernden Obermatrosen zu helfen. Kapitän Claus Gehlsen erfaßte ein Tau, lehnte sich an die Regeling des Achterdecks und schaute mit finsternen Blicken auf die schäumende, tobende See.

Der schlankgebaute Schuner slog gleich einem durchgehenden Kofse über die empörten Wogen dahin. Die steife Nordwestbrise verstärkte sich von Minute zu Minute; das Meer schäumte und kochte im tosenden Aufruhr und entsandte oft mittschiffs über die Regeling brausende, zischende Seeen, deren Wasserwall das leichte Fahrzeug zu erdrücken drohte. Aber jedesmal tauchte das geschmeidige Schiff wieder empor aus dem Schwall der Fluthen, schüttelte gleich einem lebenden Wesen die Wassermassen ab und stürmte durch die aufgeregte, heulende, brausende, zischende See. Dunkle Wolken jagten über den abendlichen Himmel und verfinsterten die nahe Nacht mehr und mehr; oftmals prasselten heftige Regenböen auf das Deck nieder und der Sturm drohte die wenigen Segel, welche der Schuner noch trug, in tausend Fetzen zu zerreißen. Die Logisthüren waren fest geschlossen. Alle Mann befanden sich an Deck und drängten sich auf dem Vorderdeck zusammen, jeden Augenblick gewärtig, dem Kommando des Kapitäns oder des Steuermanns zu folgen und noch mehr Segel zu bergen. Aber Kapitän Claus Gehlsen dachte nicht daran, die Segel zu reffen. Er schien eine wilde Freude an diesem tollen Dahinstürmen seines Schiffes zu empfinden. Jetzt riß er sogar seine dicke Schifferjacke vorn auseinander und bot die gebräunte Brust dem Sturm und Regen dar.

„Noch einen Strich mehr abhalten, Jahn,“ rief der Steuermann dem Matrosen am Ruder zu und sprang selbst hinzu, um das Ruder rascher zu drehen.

Der Matrose, ein stiller, kaltblütiger Sohn der friesischen Küste, dessen Haare eisgrau um das verwitterte Antlitz wehten, befolgte den Befehl und sprach dann zu dem Steuermann:

„Da „Alle“ is wedder obstinat wie'n Kiebolzen.“

„Wir werden doch noch beidrehen müssen!“ meinte der Steuermann.

„Da kennt Sei den Ollen slecht, Stüermann! Ich fahr' jezt in't veerte Jahr mit ehm, hew schon manchen Sturm mit ehm durchweddert, aberst hei hat noch nich ein einzig Mal beidreht.“

„Ja, worüm denn nich, Jahn? Dat is doch keine Schande? It glöw, wenn einem de Nordwest von achteren pacht und jümmer näher an düsse verdammte fieswigsche Küste drängelt, dann wör't nachgerade Tid bitaudreihn.“

„Sei dheit et nich, Stüermann; um wenn hei den Schuner up den Sand rennt. Hei is tau wedderhaarig. De Ginzige, de jonst woll helpen kunn, dat wör sine Fru, wenigsten in de erste Tid ehret Ehe . . . nu is dat ja od anders worden.“

„Wat meint Jü damit, Jahn?“

„D niz nich, Herr! Ich meine man blot . . .“

Und mit diesen Worten widmete Jahn wieder seine ganze Aufmerksamkeit dem Ruder, der Steuermann brachte kein Wort weiter aus ihm heraus.

Christian Feddersen fuhr zum ersten Mal mit Kapitän Gehlsen's Schuner „Ellen“. Gehlsen hatte ihn in Geestemünde für das Schiff als Steuermann engagirt und Christian freute sich, einmal wieder auf einem so flinken Segelschiff die grünen Fluthen der Nord- und Ostsee durchpflügen zu können, nachdem er mehrere Jahre auf einem großen Auswandererdampfer gefahren war.

Die „Ellen“ war als eines der schnellsten Segelfahrzeuge in Bremen und Geestemünde bekannt, deshalb fehlte es Kapitän Gehlsen, der zugleich Eigenthümer des Schiffes war, niemals an Ladung. Außerdem kannte man Kapitän Gehlsen als einen vortrefflichen Seemann, hatte er doch das Vootsenexamen gemacht und außerdem als Matrose und Steuermann fast alle Meere der Welt befahren. Seit er Eigenthümer der „Ellen“ geworden, beschränkte er sich indessen auf die Nord- und Ostsee. Zuweilen fuhr er allerdings auch nach England oder Amsterdam, meistens machte er aber seine Fahrten nach Kopenhagen, nach den norwegischen Häfen

oder durch die Ostsee nach den Küstenplätzen Pommerus und Ostpreußens. Jetzt war er auf der Heimreise begriffen. Er kam von Stettin, hatte Kiel und Kopenhagen angelaufen und befand sich auf dem Wege nach dem Heimathshafen Geestemünde.

Kapitän Gehlsen war armer Fischersleute Kind. Auf einer armeligen Nordseeinsel geboren, war er schon als vierzehnjähriger Junge an Bord gegangen, nachdem sein Vater in einem Sturm das Leben verloren und seine Mutter nach langem Siechthum gestorben war. Wo sich Claus Gehlsen überall herumgetrieben, Niemand wußte es zu sagen. In Geestemünde oder Bremen sah man ihn immer nur kurze Zeit: stets trieb es ihn wieder hinaus auf's Meer, das seine Heimath geworden. Eines Tages aber, nach jahrelanger Abwesenheit, war er heimgekehrt als dreißigjähriger, weltkundiger und — reicher Mann. Niemand wußte, wo und wie er das Geld erworben hatte. Die fabelhaftesten Gerüchte waren in Umlauf, aber, kurz und gut, Claus Gehlsen war im Stande, sich zu verheirathen, und noch mehr, sich ein Schiff zu kaufen und auf eigene Rechnung zu fahren.

Das war eine Hochzeit gewesen, als sich der reiche und lustige Claus Gehlsen die blondlockige, blauäugige Ellen Peters als Gattin genommen! Der Wein floß nur so, und die lustigen Kameraden Claus Gehlsen's tranken in Champagner das Wohl des jungen Paars. Lustig ging es her und Claus Gehlsen war der Lustigste von allen. Er konnte aber auch wohl glücklich sein und stolz dazu auf sein junges Fräulein. Die Ellen Peters war jetzt freilich nur noch die Tochter einer armen Wittve, aber doch guter Leute Kind. Ihr Vater war ein reicher Aheber gewesen, der Unglück gehabt und als er Bankrott machen mußte, sich eine Kugel durch den Kopf gejagt hatte.

Ellen aber war jung und schön und hatte das beste Pensionat Bremens besucht. Nach dem schrecklichen Tode ihres Vaters war es ihr und ihrer armen Mutter herzlich schlecht gegangen. Da erschien Claus Gehlsen — der stattliche reiche Schiffseigner. — Die tiefblauen Augen, die krausen braunen Haare, das gebräunte Antlitz, die kräftig schlante Gestalt, das mußte jedem Mädchen gefallen, und Ellen Peters sagte nicht nein, als Claus um sie anhielt, obgleich Claus in dem Mufe stand, ein lustiger Vogel zu sein, und Niemand wußte, wie er zu seinem Gelde gekommen war.

Vier Jahre war es her, daß die fröhliche Hochzeit gefeiert worden war — vier Jahre, eine so kurze Spanne Zeit — aber was war aus dem fröhlichen jungen Ehepaare geworden!

Da stand der früher so lustige Burische, der Claus, und schaute finsternen Blicks hinaus auf das tobende Meer. Ein bitteres, böses Lächeln zuckte um seine Lippen und zwischen den Augen hatte sich eine düstere Falte tief, tief eingegraben. Der Sturm zerzaufte sein braunes, gelocktes Haar, zerriß an seinen Kleidern, und der Regen durchnäßte ihn bis auf die Haut. Er rührte sich nicht. Seine Rechte umklammerte das Tau, die Linke lag auf der Negeling und trampfte sich zusammen, als wollte sie das Holz zerbrechen.

Und drunten in der Kajüte ruhte Ellen, sein junges Weib, auf dem mit schwarzem Leder überzogenen Sopha und hielt ihr dreijähriges Töchterchen lebend im Arm. Sie lauschte den wilden Melodien des Sturmes und der Wellen. Fester preßte sie ihr Kind in die Arme, wenn das Schiff wackelnd und stöhnend wie ein lebendes Wesen in der gährenden Tiefe der Wellen zu versinken drohte. „Mama, Mama, ich fürchte mich,“ weinte die kleine Ella. „Weshalb kommt Papa nicht?“

„Still, mein Kind! Still! Papa muß oben bleiben.“

„So laß uns zu Papa gehen, Mama.“

„Nein, nein, Papa hat jetzt keine Zeit.“

„Papa hat jetzt nimmer Zeit, mit mir zu spielen. Wann spielt Papa wieder mit mir, Mama?“

„Still, mein Kind, still! Weine nicht! Papa wird schon wieder mit Dir spielen — komm, schlaf ein, mein Liebling.“

Und das Kind schlief in dem Mutterarm trotz Wogenbraus und Sturmesgetös. Die junge Mutter aber beugte sich über ihr schlafendes Kind in das Bett, sank auf die Knie, legte ihre Stirn auf den Rand des Bettes und flehte zu Gott um Rettung aus den Schrecken des Meeres.

Plötzlich fuhr sie empor — ein lautes Krachen ertönte — ein furchtbares Stöhnen und Nechzen — Schreien Laufen — Kommandos, Fluchen und Wetzern! Das Schiff rollte und stampfte entsetzlich; Ellen ward an die Kajütswand geschleudert, dort traf sie mit der Stirn gegen eine scharfe Ecke, sie blutete, sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe; doch sie durfte nicht schwach werden — ihr Kind — ihr Kind! Belebend raffte sie sich empor und wankte zur Bettstatt, in dem die kleine Ella friedlich schlummerte — dort brach sie zusammen.

Ein schwerer schlürsender Schritt nahte sich der Kajütthür. Dann ward die Thür langsam geöffnet und der graue Kopf des alten Jahn blickte herein.

„Um Entschuldigung, Frau Gehlsen, sind Sie noch wach?“

„Bei diesem Wetter schlafen? Tretet ein, Jahn! Was ist vor-gefallen da oben?“

„D nix nich, Madam! 's ist uns nur die Großmaststenge über Bord geflogen . . .“

„Großer Gott . . .“

„Frau Gehlsen, wollen Sie die Kleine da nicht wecken? Man kann nicht wissen, wat passieren thut . . . wir haben da die verd . . . Verzeihung, Madam! ich meine, da in Lee liegt gerade die Jammerbucht, ich kenne die schleswigsche Küste hier wie meine Taiche — und wenn wir in die Bucht hineintreiben, dann thut man immer gut, sich auf en Sprung ins Salzwasser vorzubereiten.“

„Barmherziger Himmel! — Und mein Mann?“ —

„Der Kapitän steht auf dem Achterdeck und wettet über die verd . . . Verzeihung, Madam! — und schilt über die zerbrochene Stange.“

„Ist keine Rettung mehr, Jahn?“

„Ich weiß es nich, Frau Gehlsen. Aber wenn ich Sie wäre, dann ginge ich zu dem Kapitän und sagte: Claus Gehlsen, sagt' ich, da unten schläft Dein Kind und wenn Du das retten willst, dann is es jetzt die höchste Zeit, daß Du beidreht und nich noch mit halb gerefften Segeln vor dem Nordwest, gerade auf die Jammerbucht losjagt . . .“

„Er hört nicht auf mich, Jahn! Ihr wißt es ja — seit jener unglückseligen Stunde . . .“

„Ja, ja, ich weiß, Frau Gehlsen . . . es war wohl nich recht, daß Sie ihm vorwarfen, er habe sein Geld und Gut auf unrechtmäßige Weise erworben, aber Du lieber Gott, im Zorn spricht der Mensch oft en unüberlegtes Wort.“

„Es war schändlich von mir, so zu sprechen! Ich weiß es jetzt, daß er ein Ehrenmann ist durch und durch. Damals hatte mich mein falscher Stolz geblendet — falsche Freundinnen hatten den Samen der Eifersucht, des Mißtrauens in mein Herz gesäet und ich glaubte ihnen mehr, als ihm, dem ehrlichen, treuen Mann, der sich in harter Arbeit sein Hab und Gut erworben.“

„Ja, ja, die guten Freundinnen haben schon viel Unglück in der Welt angestiftet.“

„Ich sehe ihn noch vor mir stehen, als ich ihm das häßliche Wort zuschleuderte, daß er ein Abenteuerer sei, der Gott weiß wo und wie sein Geld gefunden oder — gestohlen. Jahn, er ward weiß wie die Wand — erst glaubte ich — er wolle mich schlagen — dann athmete er tief auf und dann sprach er: Du sollst selbst erfahren, wie man auf ehrliche Weise sein Geld verdient. Von jetzt ab wirst Du mich auf allen Reisen begleiten — Du mißtraust mir — nicht eher spreche ich zu Dir wieder ein Wort, bis Du dieses Mißtrauen verloren hast — bis Du selbst zu mir kommst, um Dein Unrecht einzusehen . . .“

„Ja, ja, das sind nun beinahe zwei Jahre! Aber, Madam, konnten Sie denn nicht zu ihm gehen?“

„Ich hab's versucht, aber der unselige Stolz drängte mir das Wort, das mir auf den Lippen schwebte, stets wieder in die Kehle hinab. Wenn er mich ansah mit seinem finsternen Blick, so verächtlich, so unnahbar . . . Jahn, Ihr wißt ja alles — Ihr seid ja jetzt mein einziger Freund, seit meine Mutter todt ist . . .“

„J, Madam, wie sollt' ich nich. Hab' ich doch schon Ihrem Vater selig gedient, als er noch seine fünf Schiffe auf dem Meere hatte. Als kleines Kind hab' ich Sie schon auf den Armen getragen.“

„Rathet mir, Jahn, was soll ich thun?“

„Da is schwer zu rathen, Madam. In 'ner halben Stunde rennen wir mit dem Klüberbaum in den Sand der Jammerbucht . . .“

„Mein Gott, mein Gott, hilf Du uns.“

Weinend war das junge Weib am Bette ihres Kindes niedergesunken.

„Frau Gehlsen, wenn Sie zu Ihrem Manne gehen wollten, noch is vielleicht Zeit zum Beidrehen . . .“

„Er wird mich nicht hören . . . er wird wieder so schrecklich bitter und höhnlich lachen, wie damals im Kanal, als der dicke Nebel herrschte und ich ihn bat, vor Anker zu gehen, damit wir nicht mit einem anderen Schiff zusammen stießen. „Hast ja kein Vertrauen zu mir,“ rief er mir zu. „Hast Furcht, daß ich das Schiff nicht steuern kann — aber weißt Du, ein Abenteuerer, der Geld verdienen will, muß wenigstens ein fixer Seemann sein“ . . . und weiter jagten wir durch Nacht und Nebel . . .“

„Un wären bald mit so 'ner smotenden Kaffeemühle . . . bitte um Verzeihung, Madam — mit so 'n großen Steamer, mein' ich, zusammengestoßen . . . aber um des Kindes willen würd' ich's doch noch mal versuchen.“

Ein Gedanke schien plötzlich durch die Seele Ellen's zu schießen. Wie ein Lächeln fast flog es über ihr bekümmertes Antlitz. Sie richtete sich empor und sprach mit festerer Stimme:

„Ich will's noch einmal versuchen, Jahn, das Vertrauen meines Mannes wieder zu gewinnen, wie ich ihm ja längst von ganzem Herzen vertraue. Wenn er will, kann er uns sicher aus dieser Gefahr erretten — aber Worte helfen hier nicht, nur eine That . . . Jahn, geht wieder nach oben und seht zu, ob Ihr den Kapitän bewegen könnt, einmal herunter zu kommen. Aber jagt bei Leibe nicht, daß ich ihn zu sprechen wünschte — dann kommt er sicher nicht . . .“

„Will's schon machen, Madam . . . un wenn's zum schlimmsten kommt, dann halten Sie sich nur an den alten Jahn. Ich bring' Sie und die Kleine wohl noch an Land . . .“

(Schluß folgt.)